

NIKE ANDEER
Schuld vergeht nicht



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Das bekannte Wissenschaftlerehepaar Dr. Susanne Fehse und Prof. Dr. Uwe Biskop wird mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Das scheint aber nicht jedem zu gefallen, denn Mena Reglin, Mitarbeiterin im zeitgeschichtlichen Forschungsinstitut von Professor Justus Barin, erhält anonyme E-Mails, die Biskop als Verbrecher bezeichnen. Mena will der Sache auf den Grund gehen und entdeckt schon bald, dass das Wissenschaftlerpaar irgendetwas zu verbergen hat – und dass einige Leute Grund haben, die beiden zu hassen. Da ist zum einen Dr. Wilfried Gadow, der behauptet, Biskop hätte eine von ihm stammende Erfindung unredlich an sich gebracht und wäre dadurch reich geworden. Aber auch ihr eigener Chef Professor Barin, der in einem Konkurrenzverhältnis zu Biskop steht, wurde vor mehreren Jahren von Biskop übervorteilt. Mena ist jedoch davon überzeugt, dass es außer den beiden noch mehr Menschen gibt, die dem Paar feindlich gesinnt sind. So erhalten Biskop und seine Frau immer wieder Erpresserbriefe und Drohmails von unbekanntem Absendern. Als im Umfeld von Biskop mehrere Menschen brutal ermordet werden, wird Mena klar, dass es nicht um Eitelkeiten unter Wissenschaftlern geht. Sie beginnt in Biskops Vergangenheit zu wühlen – und gerät bald selbst in tödliche Gefahr ...

Informationen zu Nike Andeer finden Sie am Ende des Buches.

Nike Andeer

Schuld
vergeht nicht

Kriminalroman

GOLDMANN

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper, Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Originalausgabe Oktober 2014

Copyright © 2014 by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Gestaltung des Umschlags: UNO Werbeagentur, München

Umschlagfoto: Marta Orłowska / Trevillion Images

Redaktion: Regine Weisbrod

BH · Herstellung: Str.

Satz: IBV Satz- u. Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48055-5

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



1

1.1

Mit wachsendem Ärger starrte Mena Reglin auf ihren Bildschirm. Der Cursor zeigte an, dass der Computer immer noch lud. Doch die aufgerufene Website erschien nicht.

»Wie soll ich hier arbeiten, wenn nichts vorwärtsgeht?«, murrte sie und blickte auf die Uhr am unteren Bildrand.

Sie wollte rechtzeitig bei Toni sein, und dafür sollte sie in einer halben Stunde das Institut verlassen haben. Aber der Auftrag, den sie bearbeitete, musste an diesem Abend abgeschlossen werden, denn eine Terminüberschreitung würde das Institut nicht nur die gesamte dafür vereinbarte Summe kosten, sondern möglicherweise auch einen guten Kunden.

Da sich auf dem Bildschirm noch immer nichts tat, stand Mena auf und verließ ihr Büro. Auf dem Flur vernahm sie ein Knattern und Krachen, das aus dem Raum nebenan drang – und die Kommentare, die ihr Kollege Timo Jander ausstieß, klangen alles andere als wissenschaftlich.

»Jetzt habe ich dich endlich! Stirb, du Ratte!«

Empört riss Mena Janders Bürotür auf und sah ihn an einer teuren Spielkonsole hantieren, die über Funk mit seinem Computer verbunden war. Sie blieb hinter ihrem Kollegen stehen und blickte über seine Schulter auf den Bildschirm. Jander war so in ein kompliziertes Computerspiel vertieft, dass er sie nicht bemerkte. Stattdessen kämpfte er hingebungsvoll gegen irgendwelche Ungeheuer, die, wie ein zweiter Blick Mena verriet, von anderen Spielteilnehmern geführt wurden. Janders Spielfigur war eine Mischung aus einem Tyrannosaurus Rex und Rambo

und feuerte mit einer Riesenkanone auf seine Gegner, die ähnlich monströs aussahen.

»Was soll der Unsinn?«, fragte sie verärgert. »Mit Ihrem Spiel blockieren Sie die gesamte Datenleitung!«

Jander schaute hoch und fluchte dann nicht gerade stubenrein, denn seine Gegner hatten den Augenblick der Unachtsamkeit genutzt, um seiner Figur einen Treffer zu verpassen.

»Sehen Sie, was Sie da angerichtet haben?«, beschwerte er sich, während er seine Figur flüchten ließ.

»Ich habe gefragt, was das Ganze hier soll? Ich benötige die Leitung für meine Arbeit!« Mena hätte am liebsten den Stecker des Computers gezogen, doch ihr war klar, dass Jander sich dann massiv bei ihrem Institutsleiter beschweren würde. Deswegen versuchte sie, die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu lösen.

»Dieses Spiel muss ich schließlich im Auftrag des Herstellers testen«, erklärte Jander herausfordernd.

Er wusste ebenso wie seine Kollegin, dass die LAN-Verbindung ihrer Computer zu einer Zeit eingerichtet worden war, in der weitaus geringere Datenmengen im Netz übertragen worden waren. Das Spiel, welches er testete, beanspruchte extrem viel Leitungskapazität, und er hatte es nicht zuletzt deshalb aufgerufen, um seiner Kollegin, dieser Streberin, den Feierabend zu verderben.

Mit verkniffener Miene musterte er die Frau und fand, dass sie auch an diesem Tag wieder äußerst attraktiv aussah. Doch ihr Gesicht unter der blonden Wallemähne wirkte viel zu energisch, und den eisigen Blick musste sie von einem Basilisken geerbt haben. Dabei hätte er ganz und gar nichts dagegen gehabt, wenn sie gelegentlich miteinander ausgegangen wären und hinterher in seiner oder ihrer Wohnung weitergefeiert hätten. Doch für solche Dinge war Philomena Antonia Reglin, genannt Mena, sich zu fein.

»Ich benötige die Leitung!«, wiederholte sie in einem Tonfall, der ihren unterdrückten Zorn verriet.

»Dann gehen Sie zum Professor und sagen Sie ihm, dass er eine neue Datenleitung legen lassen soll. So kommen wir uns andauernd ins Gehege. Verdammt, das war unfair!« Janders Spielfigur hatte wieder etwas abbekommen, und er tat jetzt alles, um sie aus der Klemme zu befreien, in die er sie manövriert hatte.

Mena ballte die Fäuste und kämpfte mit sich, ob sie ihm nicht doch den Computer einfach abschalten sollte, brachte es aber nicht über sich. *Eine Dame ereifert sich nicht, sondern versucht, alle Probleme in einem ruhigen Gespräch zu lösen*, hatte ihre Mutter ihr stets gepredigt. Bei einem groben Klotz wie Jander allerdings waren höfliche Worte verschwendet. Auf den Mann hätte sie schon mit dem Holzhammer einschlagen müssen. Doch der stand ihr nicht zur Verfügung.

»Nun gut, dann wird die Redakteurin des *Focus* eben auf ihren Bericht warten müssen«, sagte sie. »Allerdings besteht so die Gefahr, dass sie für weitere Recherchen ein anderes Institut vorzieht.«

Das war ihre einzige Waffe. Wenn die Arbeit nicht schnell genug erledigt wurde, um ihre Kunden zufriedenzustellen, konnte Professor Barin fuchsteufelswild werden. Dies wusste Jander genauso gut wie sie und zog seine Figur aus dem Online-Spiel zurück.

»Zufrieden?«, fragte er giftig.

»Das nächste Mal tun Sie es gleich, wenn ich Sie darum bitte. Ob Sie das Spiel jetzt testen oder in einer halben Stunde, wenn ich das Haus verlassen habe, macht doch wohl keinen Unterschied. Sie haben ohnehin noch ein dickes Minus auf Ihrem Stundenkonto!« Mit diesen Worten drehte Mena sich um und ging.

Jander sah ihr grinsend nach. In einer halben Stunde würde sie ihre Nachforschungen mit Sicherheit nicht erledigen können. Wenn sie trotzdem eher ging, würde Professor Barin die Verzö-

gerung ihr anhängen und nicht ihm. Immerhin hatte er ja die Leitung freigegeben.

Als Mena an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte, hatte sich die gewünschte Website aufgebaut. Ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass sie sich beeilen musste, um nicht zu spät zu ihrer Schwester zu kommen. Rasch notierte sie sich die wichtigsten Punkte und ergänzte den schon fast fertigen Bericht für den *Focus*. Fünf Minuten vor dem Zeitpunkt, an dem sie spätestens gehen musste, war alles erledigt, und sie sandte eine Mail samt Anhang an die Dame, die auf die Daten wartete.

Mena wollte schon ihren Computer herunterfahren, als eine aufblinkende Meldung eine eintreffende E-Mail ankündigte. Die wollte sie rasch noch lesen. Falls es sich um einen neuen Auftrag handelte, konnte sie die Zeit, die sie an diesem Abend in öffentlichen Verkehrsmitteln verbringen musste, nützen, um über mögliche Arbeitsschritte nachzudenken.

Doch als sie die Mail aufrief, stand da nur eine einzige Zeile.

Professor Biskop ist ein Verbrecher!

Es war nicht die erste E-Mail ähnlichen Inhalts, die sie erhielt, und als Absender war erneut ein Phantasienamen angegeben. Aus Erfahrung wusste Mena, dass es keinen Sinn hatte, der Mail-Adresse nachzuspüren. Sie hatte es schon mehrmals versucht und war zumeist auf einem Server in Usbekistan und einmal sogar in Nairobi gelandet. Dort war die Spur versandet. Aus dem Grund fuhr sie ihren Computer mit einem Achselzucken herunter und verließ ihr Büro. Auf dem Weg zur Garderobe kam sie an Professor Barins Zimmer vorbei. Die Tür stand halb offen, und sie konnte erkennen, dass ihr Chef neben seinem Schreibtisch stand und angestrengt auf eine Zeitungsseite starrte.

Nach einem kurzen Anklopfen trat Mena ein. »Herr Professor, ich gehe jetzt. Der Bericht für den *Focus* ist rausgegangen.«

»Hmmm ... gut!«, brummte Barin, ohne von der Zeitung aufzusehen.

Von ihrer berufsmäßigen Neugier getrieben blickte Mena ihm über die Schulter und sah, dass er die Seite drei der *Süddeutschen Zeitung* aufgeschlagen hatte. »Ein Leben für die Wissenschaft!« stand dort als Überschrift. Mehr konnte sie nicht entziffern, aber das Foto darunter verrät ihr, dass es sich um einen Artikel über Uwe Biskop und dessen Ehefrau Susanne Fehse-Biskop handelte. Dies erinnerte sie an die ominöse E-Mail, die sie eben erhalten hatte.

»Eben habe ich wieder eine Troll-Mail bekommen – wie die drei oder vier, die in den letzten Wochen eingetroffen sind. Unser Freund hat offenbar noch immer nicht aufgegeben, und diesmal nennt er Professor Biskop sogar einen Verbrecher!«

Barin lachte hart auf. »Vielleicht ist er ja einer!«

»Was haben Sie gesagt?«, fragte Mena verwundert.

Nun blickte Justus Barin auf. »Ich habe gar nichts gesagt! Wie kommen Sie darauf?«

»Aber Sie sagten doch eben ...«

Ihr Chef machte eine Handbewegung, als wollte er eine lästige Fliege verscheuchen. »Ich habe nichts gesagt! Verstanden? Professor Biskop ist ein anerkannter Wissenschaftler, der noch dazu gemeinsam mit seiner Ehefrau mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wird. Jede diffamierende Äußerung, die aus unserem Institut hinausdringt, würde mir als Neid ausgelegt und hätte Auswirkungen auf unsere Kunden und Sponsoren. Es war heuer schon schwer genug, unser Budget zusammenzubringen. Wenn wir auch noch mit Biskop und dessen Frau Ärger bekämen, würden etliche Aufträge ausbleiben, auf die wir dringend angewiesen sind. Dann müssten wir sogar unser Personal verringern.«

Die Drohung verfiel bei Mena nicht, denn sie spielte schon seit geraumer Zeit mit dem Gedanken, das Institut zu verlassen. Zwar war ihrer letzten Bewerbung bei einer staatlichen Stelle kein Erfolg beschieden gewesen, doch bei einer wissenschaftlichen Zeitung rechnete sie sich Chancen aus.

»Es ist schon spät, Herr Professor. Bis morgen!« Ohne seine Antwort abzuwarten, verließ Mena Barins Zimmer und merkte erst, als sie ihre Jacke vom Garderobenständer nahm, dass sie vergessen hatte, sich über die lahme Datenleitung zu beschweren. Da die Zeit drängte, verließ sie die alte Villa, in der das Institut untergebracht war, und verschob diese Angelegenheit auf den nächsten Tag. Bei der Gelegenheit würde sie auch das zunehmend unkollegiale Verhalten Timo Janders aufs Tapet bringen.

1.2

Alice Blair blickte durch das Fenster ihres Zimmers im Frankfurter Hof auf die Straße hinab und wunderte sich, wie eng alles in diesem Land war. Von zu Hause war sie breitere Straßen gewöhnt – und vor allem größere Parkplätze. Nur mit Schaudern dachte sie an ihren ersten Versuch, ihr Auto hier in Frankfurt zu parken. Sie hatte zwei Wagen angeschrammt und war von dem Besitzer des einen wüst beschimpft worden. Dabei hatte sie ihm sofort erklärt, dass sie seinen Schaden selbstverständlich ersetzen würde. Nach diesen Erfahrungen fuhr sie häufig an Parkplätzen vorbei, in denen sie gerade noch hätte parken können, um einen größeren Platz zu finden.

Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was man von einem Land erwarten sollte, in dem mehr als achtzig Millionen Menschen auf einer Fläche lebten, die gerade einmal halb so groß war wie Texas. Sie durfte sich allerdings nicht beschweren. Schließlich hatte sie sich selbst um diesen Job beworben, obwohl ihre Chefs ihr weitaus attraktivere Stellen angeboten hatten. Für einen Augenblick wirkte ihr Blick im Spiegel des Fensters hasserfüllt, und über ihren Wangenknochen spannte sich die Haut. Rasch hatte sie sich jedoch in der Gewalt, und sie kehrte zu ihrem

Schreibtisch zurück. Sie wollte gerade wieder in den Artikel der vor ihr liegenden Wissenschaftszeitung einsteigen, als es an ihre Tür klopfte. Rasch steckte sie die Zeitschrift in eine Schublade, schloss diese und rief: »Herein!«

Ein hochgewachsener, hagerer Mann in einem grauen Anzug trat ein. Sein Gesicht wirkte verbissen, und er schwenkte eine Ausgabe der FAZ in der Rechten.

»Haben Sie das schon gelesen?«, fragte er auf Englisch, ohne sich mit einem Gruß aufzuhalten.

»Mr Gadow! Das ist aber eine Überraschung. Ich wählte Sie in den Staaten. Woher wissen Sie überhaupt, dass ich hier Quartier bezogen habe?«, fragte Alice nicht gerade erfreut.

»Ich habe bei Ihrem Sender nachgefragt, wo ich Sie erreichen kann«, antwortete Dr. Wilfried Gadow und hielt ihr seine Zeitung vor die Nase. »Was sagen Sie zu dieser Sache?«

»Welcher Sache?«

»Biskop, dieser elende Dieb und Betrüger, soll das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen! Ich habe Ihnen doch schon in den Staaten berichtet, wie dieser Kerl mich ausgenützt und betrogen hat. Damals war ich sicher, dass Sie an dieser Sache interessiert wären.«

»Es war eine interessante Geschichte, aber nichts, was ich für unser Network verwenden kann«, antwortete Alice kühl.

»Der Kerl gehört hinter Gitter!«, rief ihr ungebetener Gast unbeherrscht. »Als ich gehört habe, dass Sie nach Deutschland gehen, dachte ich, Sie würden dieser Angelegenheit nachspüren. Biskop hat Millionen gemacht, und das mit der Erfindung, die er mir gestohlen hat.«

»Jetzt beruhigen Sie sich erst einmal!«, bat Alice. »Was meinen Aufenthalt in Deutschland betrifft, so hat unser Network mich als Korrespondentin hierhergeschickt. Mit Biskop und der Geschichte, die Sie mir erzählt haben, hat das überhaupt nichts zu tun.«

»Verdammt! Und ich dachte ...« Wilfried Gadow ballte die rechte Hand zur Faust. »Wenn mir keiner helfen will, muss ich mich eben allein durchsetzen.«

»Warum vergessen Sie die Sache nicht einfach?«, schlug Alice vor. »Sie haben in den Staaten doch einen guten Job und nagen nicht gerade am Hungertuch.«

»Es geht mir um meine Reputation, die Biskop und seine Frau – diese falsche Schlange! – zerstört haben. Außerdem ist es ein Unterschied, ob ich als wissenschaftlicher Angestellter siebzigtausend Dollar im Jahr verdiene oder mehrere Millionen Euro wie Biskop. Dieses Geld stünde mir zu! *Ich* habe den speziellen Dämmstoff erfunden, der jetzt so gefragt ist! Nicht er! Er ist nur deshalb an meine Erfindung gekommen, weil er hinter meinem Rücken gegen mich intrigiert und es mit Hinterlist und Heimtücke geschafft hat, zum Leiter unseres Forschungsprojekts ernannt zu werden. Außerdem hat er gegen alle Regeln des Anstands in meinen Dateien herumgewühlt, um meine Ergebnisse als die seinen ausgeben zu können.«

Gadows Stimme nahm einen weinerlichen Klang an, der Alice abstieß. Drüben in den Vereinigten Staaten hatte er mehr Courage gezeigt und war fest entschlossen gewesen, Biskop vor Gericht zu bringen.

»Was ist denn aus Ihrer Klage geworden?«, fragte sie deshalb.

»Mein Anwalt hat mir davon abgeraten, weil ich über keinen handfesten Beweis verfüge«, erklärte Gadow verbittert. »Biskop hat alles beseitigt, was auf mich als Erfinder hätte hinweisen können, und dafür gesorgt, dass ich in den Unterlagen der Freien Universität Berlin nur als sein Assistent auftauche. Darum bin ich ja damals zu Ihnen gekommen. Ich dachte, mit Ihren Verbindungen könnten Sie diesen Betrüger entlarven!«

Alice legte die Spitzen ihrer Finger gegeneinander und sah ihren Gast nachdenklich an. »Sie wissen, wie sehr ich Sie schätze, Dr. Gadow. Aber ohne Beweise kann auch ich keinen anerkan-

ten Wissenschaftler einen Betrüger nennen. Täte ich es, würde Professor Biskop einen Verleumdungsprozess gegen mich und unser Network in den Staaten anstrengen – und in der Hinsicht verstehen unsere Gerichte keinen Spaß. Biskop bekäme mehrere Millionen Dollar als Entschädigung zugesprochen, und ich wäre meinen Job los. Sorry, aber das ist es mir nicht wert.«

»Ich verstehe!«, sagte Gadow mit einer Miene, als wollte er die ganze Welt erwürgen. »Sie haben Angst, Ihre Recherchen würden nicht genug Beweise aufzeigen, um Biskop zu Fall zu bringen. Aber ich sage Ihnen eins: Man muss nur ein wenig den Lack von diesem sauberen Pärchen abkratzen, dann kommt genug Dreck ans Tageslicht. Oder glauben Sie etwa, der Diebstahl meiner Erfindung wäre Biskops einzige Schurkerei?«

»Ich glaube gar nichts, bevor ich keine verlässlichen Fakten in Händen halte«, antwortete Alice mit einem geschäftsmäßigen Lächeln, das ihre Augen nicht erreichte. »Außerdem habe ich derzeit genug damit zu tun, mich hier in diesem Land zurechtzufinden. Können Sie mir sagen, weshalb es nur so winzige Parkplätze gibt?«

»Was ist mit den Parkplätzen?« Gadow sah Alice irritiert an, winkte enttäuscht ab und legte seine Zeitung zusammen. »Tut mir leid, wenn ich Sie gestört haben sollte! Aber ich dachte ...«

»Sie haben nicht gestört«, unterbrach Alice ihn nicht ganz wahrheitsgemäß. »Ich freue mich doch immer, wenn ich Sie sehe. Wie lange bleiben Sie in Deutschland? Vielleicht sollten wir uns hin und wieder auf einen Drink treffen.«

»Ich bleibe vorerst hier. Vielleicht finde ich den Faden, an dem ich zupfen muss, damit Biskop schließlich ganz nackt dasteht. Aber jetzt muss ich gehen. Auf Wiedersehen!« Mit einer Miene, die seinen tief sitzenden Frust verriet, verließ Gadow das Zimmer.

»Auf Wiedersehen!«, rief Alice ihm nach, wusste aber nicht, ob er es noch gehört hatte.

Sie stand mehrere Minuten starr wie eine Statue neben ihrem Schreibtisch, setzte sich dann und öffnete die Schublade wieder. Als sie die Zeitschrift herausnahm, war eine Seite mit einem Artikel aufgeschlagen, der ein wahres Loblied auf Prof. Dr. Uwe Biskop und dessen Ehefrau Dr. Susanne Fehse-Biskop darstellte. Alice las nun den Rest des Artikels und zog eine Aktenmappe aus einer anderen Schublade, die alte Zeitungsausschnitte enthielt. Als Erstes wurde ein vergilbtes Blatt mit einem Foto sichtbar, das zwei menschliche Körper auf den Vordersitzen eines Unfallautos zeigte.

Als Alice die Augen schloss, sah sie dasselbe Auto vor sich – kurz bevor der Unfall passiert sein musste. Es hatte unter einer Straßenlaterne gestanden, und vier Menschen, die ihr alle vertraut gewesen waren, hatten sich hineingesetzt. Gleichzeitig klang in ihrer Erinnerung eine sich hysterisch überschlagende Stimme auf:

»Sie haben sie umgebracht!«

1.3

Während sie mit dem 32er-Bus in die Augsburgsburger Innenstadt fuhr, drehten sich Menas Gedanken unwillkürlich um das Gespräch, das sie eben mit ihrem Chef geführt hatte. Barin hatte nicht gerade so geklungen, als gönnte er Professor Biskop das Bundesverdienstkreuz von Herzen, und der Troll-Mail zufolge tat dies ein anderer ebenfalls nicht.

»Professor Biskop ist ein Verbrecher!«

Erst der Klang der eigenen Stimme brachte Mena darauf, dass sie den Satz halblaut ausgesprochen hatte. Sie sah sich rasch um, aber zu ihrem Glück blickten die anderen Fahrgäste desinteressiert an ihr vorbei. Trotzdem nahm sie sich vor, in Zukunft besser achtzugeben. Was Biskop betraf, so hatte sie bereits

nach der ersten anonymen Mail Recherchen angestellt, aber nur wenig über den Mann herausgefunden. Es gab zwar eine Menge Material über seine wissenschaftlichen Erfolge, seine Auszeichnungen und dergleichen mehr, doch der Mensch Biskop blieb hinter dieser Fassade verborgen. Er hatte an mehreren Universitäten in Deutschland und in den USA studiert und dabei drei Dokortitel und sogar einen amerikanischen Master of Science gesammelt. Seine Ehefrau Susanne Fehse-Biskop war ebenfalls eine anerkannte Wissenschaftlerin mit zwei Dokortiteln, hatte sich mittlerweile jedoch populärwissenschaftlichen Arbeiten zugewandt und präsentierte diese als Wissenschaft für jedermann in Fernsehsendungen. Außerdem schrieb sie Artikel für Unterhaltungsmagazine und brachte es so auf eine beachtliche Medienpräsenz.

Das Paar hatte keine Kinder und bewohnte eine Villa im Spickel, in einer der angesehensten Wohngegenden von Augsburg. Dazu besaßen die beiden ein Ferienhaus auf einer griechischen Insel, eines in den Abruzzen und ein Apartment in New York, da Biskop sich öfter zu wissenschaftlichen Symposien in den Staaten aufhielt.

Nun tadelte Mena sich im Stillen selbst. Anstatt über Biskop und dessen Frau nachzudenken, sollte sie besser überlegen, wie sie ihren Kollegen Jander dazu bringen konnte, seine gehässigen Aktionen gegen sie zu unterlassen. Mit solchen Störmanövern behinderte er sie nicht nur bei der Arbeit, sondern schadete auch dem Institut, das auf den Erlös ihrer Recherchen angewiesen war. Auf diesen Punkt würde sie ihren Chef am nächsten Tag deutlich hinweisen. Noch besser wäre es, wenn sie endlich einen anderen Job finden könnte. Sie wunderte sich immer noch, wieso ihre letzte Bewerbung nach anfänglich positiven Aussagen auf einmal abschlägig beschieden worden war.

In Gedanken versunken hätte Mena beinahe ihre Haltestelle verpasst. Im letzten Augenblick sprang sie am Königsplatz

aus dem Bus und erreichte nach einem kurzen Fußmarsch die Straße, in der ihre Zwillingsschwester wohnte. Von hier war es nicht weit bis zu Tonis Modeboutique in der Maximilianstraße. Dennoch herrschte in diesem Viertel eine beschauliche Ruhe, die nicht verriet, dass wenige Schritte entfernt das hektische Stadtleben tobte.

Toni hatte ihr helfen wollen, eine der Nachbarwohnungen zu mieten, doch Mena war der Weg von hier bis zum Institut zu weit. Da sie nicht selten bis tief in die Nacht hinein arbeitete, um einen Auftrag rechtzeitig fertigzustellen, hätte sie sich ein Auto zulegen müssen. Parkplätze allerdings waren in diesem Viertel ebenso Mangelware wie um das Institut herum. Auch jetzt standen einige Autos halb auf dem Gehsteig und zwangen sie zum Ausweichen hinter einen Lieferwagen, weil ihr eine Frau mit Kinderwagen entgegenkam.

Vor Tonis Haus verzichtete sie darauf zu läuten, sondern benutzte den Schlüssel, den die Schwester ihr überlassen hatte. Wenig später war sie die zwei Treppen hochgestiegen und öffnete die Wohnungstür.

»Hallo Toni, ich bin's!«, rief sie, erhielt aber keine Antwort.

Verwundert zog sie ihre Jacke aus und hängte sie an die Garderobe. Danach schaute sie ins Wohnzimmer, fand es aber leer. In Tonis Schlafzimmer hinein wagte sie keinen Blick, weil sie nicht wusste, ob ihre Schwester ihren Freund Hans mitgebracht und über der Beschäftigung mit ihm die Zeit vergessen hatte.

Da vernahm sie ein Geräusch aus der Küche. Darin fand sie jedoch nur die Putzfrau vor, die vor dem Esstisch sichtlich angespannt einen Artikel in einem Boulevardblatt las.

»Guten Tag, Frau Miersch«, grüßte Mena.

Die Frau sagte auch etwas, doch es klang in Menas Ohren so ähnlich wie: »Dieses miese Schwein!«

»Guten Tag, Frau Miersch!«, wiederholte sie ihre Begrüßung etwas lauter.

Nun zuckte die Putzfrau zusammen, als habe man sie über etwas Verbotenem ertappt, und drehte sich um. »Sie sind es, Frau Reglin! Beinahe hätten Sie mich erschreckt.«

Das »beinahe« strich Mena in Gedanken, denn Anna Miersch benahm sich so, als wäre sie dabei erwischt worden, in den privaten Unterlagen ihrer Arbeitgeberin zu stöbern.

»Ist meine Schwester noch nicht da? Wir hatten uns für sieben Uhr verabredet.«

Anna Miersch schaute auf die auffällig gestaltete Küchenuhr, die Toni von einer Modemesse in Singapur mitgebracht hatte. Das Ding zeigte einen chinesischen Drachen, dessen Zunge den Stunden- und dessen Schwanz den Minutenzeiger darstellten.

»Oh Gott! Es ist ja schon zehn nach sieben! Ich hätte längst fertig sein müssen, um in der Boutique zu putzen. Frau Mädler wird doch hoffentlich nicht dort auf mich warten?« Nun wirkte Anna Miersch ehrlich betroffen und hastete aus dem Raum.

Mena sah ihr kopfschüttelnd nach, bis sie hörte, dass die Wohnungstür geöffnet und wieder geschlossen wurde. Dann trat sie an den Esstisch und schaute in die mit mehr Bildern als Text ausgestattete Zeitung, die noch immer aufgeschlagen dort lag. Den größten Teil der rechten Seite nahm ein Interview mit Uwe Biskop und dessen Frau ein. Darin erklärten die beiden, wie eng sie in vielen Dingen zusammenarbeiteten und weshalb die Ehre, mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet zu werden, beiden zu gleichen Teilen zukäme.

Da Mena sich nicht vorstellen konnte, dass die Putzfrau ihrer Schwester sich für das Wissenschaftlerpaar interessieren könnte, überflog sie die weiteren Artikel und nahm an, dass der Ausspruch mit dem Schwein einem Mann gegolten hatte, der wegen mehrfacher Vergewaltigung seiner Tochter verurteilt worden war.

»Du bist schon da! Entschuldige, dass ich später komme, aber ich habe nicht angenommen, dass du es Punkt sieben schaffen würdest!« Toni Mädler, die sich nur durch ihre extravagante

Kleidung und eine dunkelgefärbte Strähne im Haar von ihrer Zwillingsschwester unterschied, umarmte Mena und sah dann die Zeitung auf dem Tisch.

»Seit wann liest du denn dieses Blatt?«, fragte sie überrascht.

»Das hat deine Putzfrau liegen gelassen«, antwortete Mena lächelnd.

»So was! Frau Miersch soll hier putzen und nicht lesen.« Toni knüllte die Zeitung zusammen und stopfte sie in den Mülleimer.

»Das ist Papier und könnte recycelt werden«, wandte Mena ein.

»Dieses Geschmier nicht! Aber lass dich anschauen. Du hättest dich ruhig ein wenig peppiger anziehen können. So erkennt jeder in dir die langweilige Institutsmaus. Weißt du was? Ich gebe dir was von mir. Hans holt uns in einer Stunde ab, denn wir treffen uns mit einem guten Bekannten zum Essen.«

Mena verdrehte die Augen. Also wollte Toni sie wieder einmal verkuppeln! Dabei hatte sie nach ihrer gescheiterten Ehe erst einmal genug vom männlichen Geschlecht. Nein sagen wollte sie jedoch nicht, und so ließ sie sich von ihrer Schwester ins Schlafzimmer schleifen. Dort zog sie gehorsam eine mit Pailletten besetzte Bluse und die hautenge schwarze Jeans an, die Toni ihr reichte.

1.4

In einer großen Villa direkt am Siebentischwald öffnete zur selben Zeit Professor Uwe Biskop eine Flasche Taittinger und füllte zwei Champagnerkelche. Einen reichte er seiner Frau und stieß mit ihr an.

»Auf uns und unseren Erfolg!«

»Auf uns!« Susanne Fehse-Biskop trank und musterte über den Rand des Glases hinweg ihren Ehemann. Man sah ihm seine neunundvierzig Jahre nicht an. Er war ein paar Zentimeter

kleiner als sie, für einen Mann aber immer noch durchschnittlich groß. Sein Gesicht wirkte sowohl anziehend wie auch energisch. Dazu hatte er volles, blondes Haar und einen durchtrainierten, gepflegten Körper. Obwohl sie im nächsten Jahr ihre Silberhochzeit feiern würden, stimulierte sie sein Anblick noch immer. Deswegen wollte sie vor dem Empfang, zu dem sie eingeladen waren, noch mit ihm im Bett landen.

»Man könnte zwar meinen, dass heutzutage jeder, der laut genug ›Hier!‹ schreit, das Bundesverdienstkreuz erhält. Dennoch halte ich es in unserem Fall für etwas Besonderes.« Biskop klang äußerst zufrieden. Schließlich hatte er in seinem Leben alles erreicht, was man erreichen konnte, und besaß Geld, Anerkennung und eine Frau, die ebenso klug wie schön war.

»Ja, in unserem Fall ist es etwas Besonderes. Ich glaube nicht, dass dieser Orden schon einmal zu gleichen Teilen einem Ehepaar verliehen wurde«, stimmte Susanne Fehse-Biskop ihm zu.

»Darauf sollten wir trinken!«

Die beiden stießen erneut an und leerten die Gläser. Während Uwe Biskop eine Illustrierte aufschlug, die einen langen, lobhudehenden Bericht über sie beide gebracht hatte, legte ihm seine Frau die Hand auf die Schulter. »Diese Auszeichnung wird unsere Neider höllisch wurmen!«

Biskop nickte grinsend. »Und wie! Aber ich vergönne es diesen Arschlöchern.«

»Ich auch!«, sagte seine Frau mit Inbrunst. »Was meinst du? Werden wir wieder Bettelbriefe von Verwandten und anderen erhalten, die glauben, wir wären ihnen etwas schuldig?«

»Das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Aber für dieses Geschmier haben wir einen schönen, großen Kamin – und kommen sie per Mail, reicht ein Mausclick, um sie dem Vergessen anheimzugeben.«

»Und wenn wieder diese widerlichen Briefe kommen, deren Buchstaben aus Zeitschriften ausgeschnitten worden sind und

die Drohungen und hässliche Beleidigungen enthalten?«, fragte Susanne Fehse-Biskop und klang nun doch ein wenig besorgt.

»Dann übergeben wir sie der Polizei oder beauftragen einen guten Privatdetektiv, den Absender herauszufinden. Vielleicht setze ich noch einmal Leutmann auf diesen Kerl an.«

»Ich glaube kaum, dass er lange suchen müsste, denn wir kennen den Mann!« Für zwei, drei Augenblicke nahm Susanne Fehse-Biskops Miene einen gehetzten Ausdruck an, der so gar nicht zu ihrer gepflegten Erscheinung passen wollte.

»Ach was! Wenn du den meinst – der kann nur plärren, aber uns nicht schaden«, antwortete ihr Mann, stellte sein Glas ab und betrachtete sie lächelnd.

Susanne war eine hochgewachsene, schlanke Schönheit mit einer aufregenden Oberweite und einem klassisch geformten Gesicht unter elegant fließenden Locken. Obwohl sie nur ein Jahr jünger war als er selbst, hätte niemand sie auf älter als dreißig geschätzt.

Biskop fand seine Frau so begehrenswert wie am ersten Tag und fragte sich, ob sie nicht noch rasch ein Glas Champagner trinken und dann im Schlafzimmer verschwinden sollten.

Zuerst aber ging er noch einmal auf ihre Vermutung ein. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass tatsächlich Wilfried Gadow hinter diesen anonymen Pamphleten steckt. Wenn ich mich recht erinnere, kam das erste bereits, bevor er mit mir zusammengearbeitet hat, und das war ein waschechter Erpresserbrief.«

Susanne Fehse machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wer auch immer es ist, er wird bei uns auf Granit beißen.«

»Ich möchte die Sache dennoch ungerne auf die leichte Schulter nehmen«, erwiderte Biskop nachdenklich. »Nachdem weder die erste Detektei, die wir beauftragt haben, noch Jürgen Leutmann irgendwelche Ergebnisse liefern konnten, sollten wir vielleicht über einen ganz anderen Weg nachdenken.«

»Und welchen?«

»Es gibt universitäre Institute, die darauf spezialisiert sind, Recherchen zu betreiben, und auch private Einrichtungen dieser Art. Eines davon befindet sich sogar in unserer Nähe!«

»Du meinst, die Leute dort könnten herausfinden, wer uns seit Jahren bedroht?« So ganz war Susanne Fehse-Biskop von der Leistung solcher Einrichtungen nicht überzeugt.

Ihr Mann nickte. »Das Institut, das ich im Blick habe, verfügt über einen ausgezeichneten Ruf und erhält Aufträge von der Industrie, von Zeitschriften, Zeitungen und auch von Radio- und Fernsehsendern. Die Leute haben sogar zweimal Material für deine Sendungen besorgt.«

»Und warum hast du dieses Institut nicht längst beauftragt?«, fragte seine Frau.

»Es steht unter der Leitung von Professor Barin!«

Als Susanne Fehse-Biskop diesen Namen hörte, wurde ihre Miene schlagartig abweisend. »Dann solltest du es keinesfalls engagieren. Barin hat gewiss nicht vergessen, wie du ihn damals wegen eines Fehlers in seinem Buch zur Schnecke gemacht hast. Dem Mann traue ich zu, die Nachforschungen auszunützen, um uns zu schaden.«

»Dafür ist er viel zu feige«, antwortete Biskop lachend und schenkte die Gläser erneut voll. »Auf die begehrenswerteste Frau, die ich kenne!«

»Meinst du etwa mich?«, fragte Susanne Fehse-Biskop kokett und lachte leise auf. »Auf uns! Und auf dass der Teufel die Leute hole, die uns unseren Erfolg missgönnen.«

»Darauf trinke ich gerne!« Biskop leerte sein Glas, stellte es ab und hob seine Frau hoch, obwohl diese noch trank.

»Ich glaube, wir haben lange genug über dieses Thema geredet. Jetzt will ich Spaß haben, und zwar mit dir!«

»Nichts dagegen!«, antwortete Susanne Fehse-Biskop lachend und stellte, als ihr Mann sie aus dem Zimmer trug, ihr halbvolles Glas auf einer Anrichte ab.

War ihr Wohnzimmer eher konservativ eingerichtet, so entsprach ihr Schlafzimmer ganz der Spielwiese eines verliebten Paares. Beide Betten waren rot überzogen, und an den Wänden hingen zwei lebensgroße, künstlerisch gestaltete Bilder, auf denen beide nackt und in aufreizenden Posen zu sehen waren. Ein großer Flachbildschirm schaltete sich auf Susannes Handbewegung ein und zeigte einen Pornofilm mit zwei Paaren, von denen eines hell- und das andere dunkelhäutig war und bei denen es jeder unter lautstarkem Stöhnen mit jedem trieb.

Susanne Fehse-Biskop und ihr Mann sahen dem Film einen Augenblick lang zu, dann entkleideten sie sich gegenseitig und passten ihre Stellung dem der Paare auf dem Fernsehgerät an. Während sie kurz darauf in die Reiterstellung überwechselten, lachte Biskop kurz auf.

Verwundert hielt Susanne Fehse-Biskop inne. »Was ist?«

»Ich habe mir eben das Gesicht vorgestellt, das der Regierungspräsident machen würde, wenn ich auf seine Frage, was wir vor dem Empfang getan hätten, antworten würde, ich habe meine Frau gevögelt!«

»Dann tu das auch!«, antwortete Susanne und legte sich genießerisch zurück.

1.5

Der Abend war vielleicht keine vollständige Katastrophe gewesen, aber zumindest eine halbe, sagte Mena sich, als sie am nächsten Morgen ihre Wohnung verließ. Der Bekannte, den Tonis Lebensgefährte Hans ihr vorgestellt hatte, war zunächst ein amüsanter Gesprächspartner gewesen. Aber im Laufe des Abends hatte er sich als eifriger Konsument starker Getränke entpuppt und war allzu aufdringlich geworden. Da Mena keine Anstalten gemacht hatte, in seinen Wagen zu steigen und mit

ihm zu fahren, hatte er sie eine frustrierte Gans genannt und war schließlich mit einer nicht weniger alkoholisierten Frau davon gefahren.

Sie musste ein ernstes Wort mit Toni sprechen, damit diese ihr in Zukunft mit solchen Typen vom Leib blieb. Schließlich war sie nicht dazu da, um Hans' unmöglichen Freunden zu sexuellen Abenteuern zu verhelfen. Mit diesem Vorsatz stieg sie aus dem Bus und ging die letzten zweihundert Meter zum Institut zu Fuß.

Zu ihrem Glück war sie nicht zu tief in ihre Gedanken verstrickt, denn aus einer Seitenstraße kam ein Sportwagen geschossen, dessen Fahrerin weder auf die Vorfahrt noch auf Passanten achtete. Mena prallte im letzten Moment zurück und tippte sich in einer Reflexbewegung an die Stirn. Die Frau hinter dem Steuer beachtete sie jedoch nicht, sondern bog auf die Straße ein und fuhr weiterhin mit einer Geschwindigkeit, die um einiges über den erlaubten dreißig Stundenkilometern lag.

Das war doch Professor Biskops Ehefrau Susanne Fehse-Biskop!, dachte Mena verärgert. Wenn die Frau immer so fuhr, war es kein Wunder, dass es zu anonymen Mails kam, in denen sie aller möglichen Vergehen beschuldigt wurde.

Bei dem Gedanken fasste Mena sich an den Kopf. In den Mails war nie von der Frau die Rede gewesen, sondern immer nur von Uwe Biskop. Pfl egte der Mann einen noch extremeren Fahrstil als seine Frau?, fragte sie sich, schob diesen Gedanken aber sofort beiseite. Ihr stand die nächste Konfrontation mit Timo Jander bevor, und da wollte sie sich nicht ablenken lassen.

Als Mena das Institut betrat, war von Jander weit und breit nichts zu sehen. Auch Professor Barin glänzte durch Abwesenheit, und daher waren all ihre Überlegungen, wie sie die Situation ohne große Emotionen klären konnte, für die Katz. Genervt startete sie ihren Computer und las die neu eingegangenen

Mails. Die Redakteurin des *Focus* bedankte sich für die prompte Arbeit und kündigte weitere Aufträge an.

Einer anderen Mail zufolge hatte sie über neunhunderttausend Dollar bei einer Lotterie gewonnen und wurde aufgefordert, die Sicherheitsgebühr von eintausend Euro zu leisten, damit ihr der Gewinn angewiesen werden könne. Mit einem spöttischen Lächeln löschte sie diese Spammail und ein knappes Dutzend weiterer, in denen ihr von Viagra bis zu einer Penisverlängerung alles angeboten wurde, was sie als Frau ganz sicher nicht brauchte.

Mena fragte sich, ob es bereits Untersuchungen gab, welcher Prozentsatz dieser Spammails tatsächlich Erfolg hatte. Sicher war es eine Zahl mit einer Null vor dem Komma und etlichen dahinter. Oder lagen die Ergebnisse doch im Promille-Bereich? Vielleicht sollte Barin sich dieser Aufgabe annehmen. Andererseits brauchte sie sich wahrscheinlich nur in den USA nach den Ergebnissen umzusehen, und das nahm sie sich vor, sowie ihr die Arbeit Zeit dafür ließ.

Professor Barins Erscheinen beendete Menas Gedankenspiel, und sie stand auf, um zu ihm hinüberzugehen. Doch gerade, als sie ihr Büro verließ, tauchte Timo Jander auf.

»Guten Morgen, Herr Professor!«, grüßte er und tat dann so, als würde er Mena erst jetzt wahrnehmen. »Ah, Frau Reglin, Sie sind auch schon da.«

»Guten Morgen«, sagte Mena kühl.

»Guten Morgen!«

Seiner Stimme nach war Professor Barin auch nicht gerade bester Laune. Ungeachtet der Tatsache, dass Jander nur wenige Sekunden nach ihm gekommen war, sah er auf die Uhr und blaffte seinen Angestellten an, die Arbeitszeit habe bereits vor einer halben Stunde begonnen.

»Wie weit sind Sie mit Ihren Untersuchungen bezüglich dieses Online-Computerspiels gekommen?«, fragte er dann.

Jander hob in einer scheinbar verzweifelten Geste die Hände. »Ich wäre schon fertig, aber ich musste gestern meine Tests beenden, weil Frau Reglin mich aufgefordert hat, die Datenleitung für sie freizugeben.«

Der ebenso vorwurfvolle wie unschuldige Ausdruck, mit dem Jander seine Erklärung vorbrachte, ließ Mena nach Luft schnappen. Bevor sie jedoch etwas sagen konnte, wies Barin auf die Tür des Besprechungsraums.

»Es ist wieder einmal Zeit für ein Meeting. Frau Reglin hat ihren Auftrag erledigt, und Sie, Herr Dr. Jander, werden hoffentlich heute mit diesem Spiel fertig. Sonst kommt uns die Terminüberschreitung teurer als die Summe, die wir für den Test erhalten.«

»Herr Dr. Jander sollte vielleicht weniger selbst spielen, als vielmehr das Spiel analysieren«, warf Mena bissig ein, denn sie ärgerte sich schon lange darüber, dass Barin ihren Kollegen mit seinem Dokortitel ansprach, dies bei ihr aber mit Ausdauer vergaß.

»Um das Wesen eines Spieles zu begreifen, musste ich ein paar Runden mitspielen«, konterte Jander mit einem Grinsen.

»Ist Isa schon da?«, fragte Barin, ohne darauf einzugehen. Er sah sich um, schüttelte den Kopf und wandte sich dann Mena zu. »Dann sind sicher Sie so lieb, uns Kaffee zu kochen.«

Mittlerweile kochte Mena ebenfalls, allerdings vor Wut. Ich werde diesen Laden verlassen, und wenn ich in einem Supermarkt Regale einräumen muss, schoss es ihr durch den Kopf. Janders Frechheiten und die chauvinistische Einstellung ihres Chefs überschritten mittlerweile jedes Maß. Gleichzeitig verfluchte sie die beiden studentischen Hilfskräfte, die Barin bei der Universität angeheuert hatte. Isa hätte ebenso wie ihre Kollegin Tess längst hier sein müssen. Da sich keine von ihnen sehen ließ, ging sie in die Küche hinüber und sah, dass die Kaffeemaschine am Vortag wieder einmal nicht geleert und gesäubert worden

war. Ich werde mit den beiden ein ernsthaftes Wort reden müssen, sagte sie sich und machte sich an die Arbeit.

Als der Kaffee endlich fertig war und sie die volle Kanne in den Besprechungsraum trug, waren ihr Kollege und ihr Chef bereits mitten im Gespräch. Jander betonte gerade, dass er seine ganzen Qualitäten nicht ausspielen könne, da er immer wieder auf seine Kollegin Rücksicht nehmen müsse.

Anstatt dem Mann Kontra zu geben, nahm Mena es als Anlass, den Institutsleiter auf die vielen Unzulänglichkeiten ihrer Ausrüstung hinzuweisen. »Unsere Datenleitung ist hoffnungslos veraltet und viel zu schwach ausgelegt. Sie stellt einen Flaschenhals dar, der uns daran hindert, zügig zu arbeiten«, erklärte sie mit freundlichster Miene.

Professor Barin sah so aus, als hätte er Zahnschmerzen. »Wie Sie wissen, sind wir ein privat finanziertes Institut. Dies heißt, wir müssen für unsere Geldgeber einen Gewinn erwirtschaften. Da bleibt nicht viel übrig für Investitionen.«

Menas Tonfall wurde schärfer. »Wenn nichts investiert wird, wird unsere Arbeit darunter leiden, und wir können unsere Aufträge schon bald nicht mehr fristgemäß und zur Zufriedenheit der Kunden erfüllen. Dies sollten Sie unseren Geldgebern klar machen!«

Diesmal war sie nicht bereit, klein beizugeben. Auch wenn sie das Institut so bald wie möglich verlassen wollte, lag ihr doch viel daran, in der verbleibenden Zeit unter besseren Bedingungen arbeiten zu können. Ihre Hoffnung, Jander würde sie unterstützen und ebenfalls Verbesserungen einfordern, erfüllte sich jedoch nicht.

Ihr Kollege schenkte sich demonstrativ eine Tasse Kaffee ein und fragte nach Milch.

»Die dürfte im Kühlschrank stehen«, antwortete Mena lächelnd.

»Sie hätten sie mitbringen können«, beschwerte Jander sich.

»Ich bin hier als Wissenschaftlerin angestellt und nicht als Küchenhilfe! Seien Sie froh, dass mein Kaffee nicht angebrannt ist.«

Menas Ausspruch brachte Jander dazu, unwillkürlich an dem schwarzen Kaffee zu schlürfen. »Der ist ja kochend heiß!«, stöhnte er und spuckte den Kaffee wieder in die Tasse.

»Das hat Kaffee so an sich, wenn er aus der Maschine kommt«, spottete Mena und goss sich nun selbst ihre Tasse ein. Ihre Erziehung zwang sie, auch Barin zu fragen, ob er Kaffee wünschte.

Statt einer Antwort schob er ihr die Tasse hin. Während sie diese füllte, schwankte Jander, ob er jetzt die Milch holen oder es darauf ankommen lassen sollte, ob Mena es tat.

In dem Augenblick platzte Isa herein. Sie war eine hoch aufgeschossene Frau mit Sommersprossen und rötlichen Haaren und hatte den Aushilfsjob im Institut nur angenommen, weil sie hoffte, Professor Barin als Doktorvater gewinnen zu können.

»Guten Morgen! Ich bin heute anscheinend ein wenig spät dran«, grüßte sie fröhlich.

»Sie können ja eine Dreiviertelstunde länger bleiben«, sagte Barin zu ihr, während Jander sichtlich aufatmete.

»Isa, sind Sie so gut und holen Milch und Zucker aus der Küche?«, fragte er.

»Gern!« Isa verschwand, um ihre Jacke aufzuhängen. Kurz darauf kehrte sie mit dem Verlangten zurück. Doch als Jander zur Milch greifen wollte, kam Mena ihm zuvor.

»He, was soll das?«, maulte er.

»Ich dachte, Sie wären ein Kavalier und würden einer Dame den Vortritt lassen!« Mena gelang es ausgezeichnet, einen tadelnden Ton zu treffen.

Während ihr Kollege eine leise Verwünschung murmelte, lachte Isa hell auf. »Da hören Sie es, Herr Jander! Sie müssen noch einiges lernen, um ein richtiger Kavalier zu werden.«

Die Augen der Studentin blitzten fröhlich, denn Jander hatte sie schon mehrfach zu kleineren Ausflügen eingeladen, war aber

auf einsamen Parkplätzen bei ihr ebenso abgeblitzt wie mit dem Vorschlag, in seiner Wohnung einen Drink zu nehmen.

»Machen Sie sich nichts daraus, Herr Dr. Jander. Wenn es gegen uns Männer geht, halten Frauen immer zusammen«, sagte Barin mit einem seiner seltenen Lächeln, klopfte dann aber mit den Fingerknöcheln auf den Tisch. »Isa, Sie können die Unterlagen einheften, die auf der linken Seite meines Schreibtisches liegen.«

»Gerne, Herr Professor!«, antwortete die Studentin und verließ das Zimmer.

Barin wartete, bis sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, und wandte sich dann seinen Mitarbeitern zu. »Ich will die anstehenden Projekte der nächsten Zeit mit Ihnen besprechen.«

»Mein neuer Auftrag steht doch bereits fest«, wandte Mena ein.

»Es haben sich Änderungen ergeben, Frau Reglin. Diesen Auftrag werde ich mit Isas und Tess' Unterstützung selbst erledigen. Sie erhalten eine andere Aufgabe. Doch zuerst will ich mit Herrn Dr. Jander über seinen neuen Auftrag sprechen.« Barin schob Menas Kollegen eine dünne Mappe hin.

»Lesen Sie das durch und machen Sie sich sofort ans Werk. Es handelt sich um Hilfestellung für eine Doktorarbeit, die der Sohn eines guten Freundes anfertigen soll. Sie werden die Daten sammeln, ordnen und aufbereiten sowie die entsprechenden Quellennachweise und Fußnoten erstellen und dem Ganzen einen gewissen persönlichen Touch verschaffen, so dass der Sohn unseres Auftraggebers die Doktorarbeit nur noch einmal durchgehen muss.«

»Aber das ist verbotenes Ghostwriting!«, rief Mena entrüstet.

»Sie wollten doch eine schnellere Datenleitung! Mit dem Geld, das wir für diesen Auftrag erhalten, können wir uns das neueste Equipment leisten«, wies Barin sie zurecht und fuhr in seiner Anweisung für Jander fort. »Die Sache ist natürlich top-secret. Nach außen hin sammeln Sie nur ein paar Daten für den

Sohn meines Freundes. Sie haben dafür zwei Monate Zeit und erhalten, wenn die Arbeit gut bewertet wird, eine Prämie von fünftausend Euro.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Herr Professor!« Jander grinste zufrieden, denn er würde nun die nächsten zwei Monate mit einem angenehmen Job im Büro verbringen und zusätzlich eine hübsche Summe einstreichen können.

Bei Mena hingegen verfestigte sich der Wunsch, das Institut möglichst bald zu verlassen. Wenn ruchbar wurde, auf welche Geschäfte Professor Barin sich einließ, würde dies auch ihrem Ruf als Wissenschaftlerin schaden.

»Und nun zu Ihnen!«, wandte Barin sich ihr zu. »Wie ich bereits sagte, werde ich den Auftrag übernehmen, den Sie ausführen sollten. Sie werden stattdessen Nachforschungen über einen Politiker anstellen, dessen Name nicht aus diesem engen Kreis hinausdringen darf. Auch der Auftraggeber ist geheim, daher werde ich ihn für mich behalten. Sie erledigen Ihre Arbeit und übergeben mir Ihre Ergebnisse. Wahrscheinlich sind dezente Vor-Ort-Recherchen notwendig. Geben Sie acht, dass Sie niemandem auffallen. Würde bekannt, dass Sie Jens Reppert nachspüren, wäre dies sowohl für uns wie auch für unseren Auftraggeber kontraproduktiv.«

»Ich verstehe nicht, was Sie meinen, Herr Professor. Wir sind doch kein Detektivbüro, sondern ein Institut, das auf Anfrage Daten auswertet und deren Ergebnisse abgeliefert«, erklärte Mena verwundert.

Barin sah sie mit einem Blick an, der seinen überlegenen Verstand ausdrücken sollte. »Sie sollen niemanden beschatten, Frau Reglin, sondern nach Informationen suchen, die nicht im Internet erfasst sind, beispielsweise in Polizeiakten, Ausschnitten im Archiv der Regionalpresse und so weiter.«

»Ich verstehe«, antwortete Mena und ärgerte sich, weil sich ihr Vorgesetzter auf solch eine fragwürdige Aktion einließ.

»Bei Ihrer Außenrecherche werden Sie alle Vorsicht walten lassen und von Fall zu Fall so tun, als würden Sie Nachforschungen für ein anderes Thema betreiben«, erklärte Barin weiter.

Mena nickte mit zusammengedrückten Lippen, während Jander breit grinste. Beide wussten, dass ihr Vorgesetzter mit Spesen geizte. Sie würde die billigste Reisemöglichkeit und die einfachste Unterkunft nehmen müssen. Auch deckte der Zuschuss zur täglichen Verpflegung gerade mal eine Cola und eine Currywurst an der Imbissbude. Mena ärgerte sich zwar über diesen Auftrag, verspürte aber auch eine gewisse Erleichterung bei der Aussicht, dem Institut ein paar Tage den Rücken kehren zu können. Vielleicht fand sich in dieser Zeit auch Gelegenheit, andernorts nach interessanten Stellenangeboten zu suchen.

»Bevor ich an irgendwelche Reisen denke, werde ich erst einmal im Netz nachsehen, was ich über diesen Herrn herausfinde. Gibt es hier noch etwas zu besprechen, das meine Anwesenheit nötig macht?« Mena sah den Professor fragend an und stand auf, als sie keine Antwort erhielt.

»Wenn mich jemand braucht: Ich bin in meinem Büro!«, setzte sie hinzu. Mit energischen Schritten verließ sie den Raum und bemerkte erst draußen, dass sie ihre Kaffeetasse vergessen hatte. Da sie nicht zurückgehen wollte, sah sie Isa im Vorbeigehen bittend an.

»Liebe Isa, könnten Sie meine Tasse aus dem Besprechungszimmer holen, den Inhalt auskippen und mir einen frischen Kaffee einschenken?«

»Gerne!« Die Studentin eilte sofort los und brachte den heißen Kaffee, als Mena ihren ersten Suchlauf startete.

1.6

Alice Blair starrte auf den dunkler werdenden Bildschirm des Laptops und fragte sich, ob es nicht besser gewesen wäre, in der Zentrale ihres Networks die Nachricht zu hinterlassen, ihre Adresse in Deutschland dürfe nur mit ihrer Genehmigung weitergereicht werden. So hatte Wilfried Gadow nur dort anrufen müssen, um sie zu erhalten. Der Mann würde ihrer Erfahrung nach wie ein Pflaster an ihr kleben – und das konnte sie bei dem, was sie hier in Deutschland in Wahrheit vorhatte, in Gefahr bringen.

»Am besten wäre es, wenn ich dieses Zimmer als Hauptadresse in Deutschland benutzte und mir eine Unterkunft näher an meinen Zielpersonen suche. Ich kann alle paar Tage hierher zurückkehren, um meine Post abzuholen«, sagte sie sich leise und begriff, dass sie diese Entscheidung bereits bei Gadows Auftauchen gefällt hatte.

Rasch suchte sie die notwendigsten Dinge zusammen, räumte den Rest in die Schränke und verließ nach einem letzten prüfenden Blick das Zimmer. An der Rezeption meldete sie sich für die nächsten Tage ab, betonte aber, dass sie das Zimmer behalten wolle.

»Ich muss nur kurz weg«, erklärte sie freundlich und schob dem Empfangschef des Hotels einen Zettel hin. »Dies ist die Nummer, unter der Sie mich erreichen können, sollte etwas Wichtiges sein. Geben Sie sie aber bitte nicht weiter.«

Ein Zwanzigeuroschein, der dem Notizzettel mit ihrer Handynummer folgte, bekräftigte ihre Worte, und so suchte Alice mit den besten Wünschen des Hotelangestellten versehen die Tiefgarage auf, in der ihr Wagen stand.

Zu Beginn ihres Aufenthalts in Deutschland hatte sie sich ein großes Auto gemietet, wie sie es aus den Staaten gewöhnt war.

Das aber hatte sie nach ihren ersten Erfahrungen mit den engen Straßen und Parkplätzen zurückgegeben und sich stattdessen für einen Kleinwagen entschieden. Als sie den Kofferraum öffnete und ihr Gepäck verstaute, dachte sie, dass sie zweimal würde fahren müssen, wenn sie ihr gesamtes Gepäck in eine andere Unterkunft schaffen wollte. Frankfurt war jedoch ein guter Standort, denn es verfügte über einen großen Flughafen und lag zentral und nicht im nordöstlichen Winkel von Deutschland wie Berlin. Vor allem liefen hier viele Informationsstränge zusammen, die sie nicht nur beruflich zu nutzen gedachte.

Es gefiel ihr gar nicht, diese Stadt vorerst meiden zu müssen, nur weil Wilfried Gadow sie sonst nicht in Ruhe lassen würde. Daher startete sie missmutig den Wagen und fuhr vorsichtig durch die Tiefgarage zur Ausfahrt, bemüht, möglichst nirgends anzuecken. Beim ersten Mal und mit dem großen Wagen hatte sie Blut und Wasser geschwitzt. Nun ging es zwar besser, doch sie dachte nicht zum ersten Mal, dass sie nicht für dieses Land geschaffen war. Sobald sie ihre Mission beendet und die Schuldigen bestraft hatte, würde sie sich für einen Posten in Singapur, Neu-Delhi oder Shanghai bewerben. In diesen Städten spürte man den Pulsschlag der Weltwirtschaft, und exotischer als Äpfelwoi und Grüne Soße konnten die Speisen und Getränke dort auch nicht sein.

Bislang hatte Alice noch keinen Gedanken daran verschwendet, wohin sie sich wenden sollte. Doch als sie nun durch Frankfurt fuhr, steuerte sie instinktiv die Autobahn an, die nach Würzburg führte. Als sie die Stadt erreichte und von einem Schild die Entfernung nach München ablas, war ihr klar, wohin sie fahren musste.

Nicht weit von München entfernt lag die Stadt Augsburg, und dort wohnte jener Mann, den Wilfried Gadow hasste wie die Pest. Ein Bericht über Professor Uwe Biskop, den einige Wissenschaftszeitungen bereits einen Wohltäter der Menschheit

nannten und als Genie des einundzwanzigsten Jahrhunderts feierten, würde ihren Sender auf jeden Fall interessieren. Außerdem würde sie auf diese Weise an Informationen gelangen, die sie dringend für ihren privaten Feldzug benötigte.

1.7

Während Alice Blair in Richtung Augsburg fuhr und sich dort ein Zimmer in einem kleinen Hotel nahm, saß Mena Reglin in einem der Überlandbusse, die neuerdings die Städte verbanden, und ärgerte sich sowohl über ihren Vorgesetzten wie auch über sich selbst. Sie hätte entschiedener auftreten müssen, als Barin ihr die Busfahrt reserviert hatte. Es war jedoch die billigste Möglichkeit, um an ihr Ziel zu gelangen – außer per Anhalter zu fahren. Ich hätte mir das Geld für den Bus auszahlen lassen und den Rest für die Bahnfahrkarte drauflegen sollen, dachte sie, als ihr Sitznachbar ihr zum dritten Mal den Ellbogen in die Rippen bohrte.

Im Zug hätte sie gemütlicher sitzen und gleichzeitig ihren Laptop benutzen können. Hier aber war das unmöglich. Um sich zu beschäftigen, musterte Mena verstohlen die anderen Fahrgäste. Es waren etliche junge Leute darunter, die vor allem billig reisen wollten. Das hätte sie weniger gestört, wenn nicht eine Gruppe von vier Männern ihr gespartes Geld in Bierdosen umgesetzt hätte. Immer wieder vernahm sie das Knacken, mit dem eine Dose geöffnet wurde, und Trinksprüche, über die wahrscheinlich schon die alten Ägypter gegähnt hatten.

Schräg vor ihr saß ein älteres Ehepaar, das den Worten der Frau zufolge zu Tochter, Schwiegersohn und Enkeln unterwegs war. Für diese mochte sich die Fahrt im Bus lohnen. Mena war jedoch gewohnt, auf langen Reisen im Netz nach Informationen zu suchen, die ihr halfen, sich vor Ort zurechtzufinden und

zu wissen, mit wem sie Kontakt aufnehmen musste. Wegen der lauten Stimmen der Zecher und des unruhigen Nebenmanns fand sie jedoch keine Ruhe dazu. Auch haderte sie immer noch mit ihrem Auftrag. Sie war Wissenschaftlerin und keine Detektivin. Doch für solche feinen Unterschiede hatte Professor Barin kein Ohr. Was mochte ihn dazu bewogen haben, sich auf diese Angelegenheit einzulassen? Lag es nur an dem Geld, das ihm dafür geboten worden war? Dann hätte er ihr Spesenkonto großzügiger auffüllen können. Oder wollte er jemandem einen Gefallen erweisen, der ihm seinerseits etwas zugutekommen lassen sollte?

Ein weiterer Rippenstoß ihres Nebenmanns beendete ihre Überlegungen jäh. »Meinen Sie nicht, dass Sie ein wenig besser auf Ihren Ellbogen aufpassen sollten?«, fragte sie ihn.

Als er sie verständnislos anstarrte, setzte sie noch einen drauf. »Das Wort Entschuldigung haben Sie wohl auch nie gehört?«

»Ich weiß nicht, was Sie haben!«, erwiderte der Mann mürrisch. »Schließlich kann ich nichts dafür, dass die Sitze so eng sind.«

Während der unverschämte Kerl seinen Rucksack aus der Gepäckablage holte und ein mit einem scharf riechenden Käse belegtes Brot herausnahm, zog sie ihr Fläschchen mit japanischem Heilpflanzenöl aus ihrer Handtasche und rieb sich ein paar Tropfen auf die Schläfen. Dem scharfen Geruch hatte auch der Käse nichts entgegenzusetzen, und Mena lächelte in sich hinein, als der Mann das Gesicht verzog, bevor er noch einmal von seinem Brot abbiss.

»So was gehört verboten!«, sagte er giftig und stand so auf, dass sie erneut seinen Ellbogen in die Rippen bekam. Doch als er seine Vesper wieder im Rucksack verstauen wollte, musste der Busfahrer abrupt bremsen. Menas Sitznachbar verlor den Halt und stürzte in den Mittelgang. Zwar stand er sofort wieder auf, und es schien ihm nichts passiert zu sein. Dafür aber schimpfte

er auf den Lkw, der auf die linke Fahrspur gezogen war und den Busfahrer zu einem heftigen Bremsmanöver gezwungen hatte.

Einen Vorteil besaß die Sache. Ihr Sitznachbar hatte sich den Ellbogen angestoßen und gab nun sorgsam acht, Mena nicht mehr zu berühren. Dennoch war die Wissenschaftlerin erleichtert, als der Bus sein Ziel erreicht hatte. Sie ließ sich vom Fahrer ihren Koffer aus dem Gepäckfach holen und marschierte schnurstracks zum städtischen Busbahnhof. Dort stieg sie in den Linienbus, der sie laut ihrer Internetrecherche in die kleine Universitätsstadt bringen sollte, in der der Politiker Jens Reppert seine Jugend und die ersten Jahre seiner Parteikarriere verbracht hatte.

1.8

Eine gute halbe Stunde später checkte Mena in einer einfachen Frühstückspension ein und bezog ihr Zimmer. Es war zwar nicht luxuriös zu nennen, erfüllte aber seinen Zweck. Einen Haken hatte es allerdings: Es gab kein LAN oder WLAN. Doch für diesen Fall hatte sie vorgesorgt und einen UMTS-Stick für den Internetempfang mitgenommen. Nachdem sie sich im Netz angemeldet hatte, startete sie einen Suchlauf nach Jens Reppert, wobei sie die Suchparameter variierte. Wie es aussah, war der Politiker in seiner Heimat bekannt und beliebt. Es gab kaum eine Katzenhochzeit in Vechta, zu der er nicht mindestens eine Grußadresse geschickt hatte. Bei größeren Veranstaltungen war er selbstverständlich vor Ort und hielt Festreden.

Viele dieser Fakten hatte Mena bereits im Institut in Erfahrung gebracht. Hier aber erhielt sie, nachdem sie sich von der Wirtin die Namen der regionalen Zeitungen hatte nennen lassen, weitaus mehr lokale Informationen. Als sie auf das Archiv der *Oldenburgischen Volkszeitung*, dem wichtigsten Blatt des Or-

tes, zugriff, wurde ihr rasch klar, dass nur die Artikel ab dem Jahr 2001 elektronisch erfasst worden waren. Um herauszufinden, was vor dieser Zeit gewesen war, musste sie die Redaktionsräume aufsuchen und bitten, dass man sie die auf Mikrofilme gespeicherten Artikel lesen ließ.

Es ärgerte Mena, dass sie dies unter einem falschen Vorwand tun sollte. Barin hatte ihr streng untersagt, Jens Reppert auch nur zu erwähnen. Aus einem gewissen Trotz heraus spürte sie nach, wer Grund hatte, diesem Politiker etwas am Zeug zu flicken. Er galt immerhin als der kommende Mann seiner Partei und wurde sogar als Spitzenkandidat für die nächste Bundestagswahl gehandelt.

Mit der Zeit wurde es Mena im Zimmer zu ungemütlich. Als sie durch das Fenster auf der gegenüberliegenden Straßenseite ein Café entdeckte, packte sie ihren Laptop ein und ging hinüber.

Zuerst widmete sie sich einem Windbeutel und einem Latte macchiato. Erst nachdem sie den zweiten Kaffee vor sich stehen hatte, holte sie den Computer wieder heraus und versuchte dahinterzukommen, wer hinter der Nachforschung über Jens Reppert stecken mochte. Schließlich kam ihr der Verdacht, dass nicht der politische Gegner, sondern ein Konkurrent aus der eigenen Partei diesen Auftrag erteilt haben könnte. Schnell fand sie einen geeigneten Kandidaten. Der Mann wurde ebenfalls in der Partei hoch gehandelt, stand aber im Schatten seines Parteifreundes Reppert. Und dann stutzte sie: Tatsächlich stammte dieser aus demselben Landkreis wie Professor Barin und war offenbar mit diesem befreundet, denn ihr Vorgesetzter war nicht nur sein Doktorvater, sondern hatte ihn auch bei einer Landtagswahl kräftig unterstützt.

Mena fragte sich beklommen, ob Barin bei der Annahme von Aufträgen vor allem seine Freunde und Bekannten bevorzugte. Oder war die Lage des Instituts tatsächlich so prekär, dass er

nach jedem Strohhalm greifen musste? Nachdenklich kopierte sie die Daten, die sie über die beiden Politiker fand, und fragte sich, ob sie den Auftrag überhaupt zu Ende bringen sollte. Diese Angelegenheit hatte in ihren Augen mehr mit plumper Detektivarbeit als mit wissenschaftlicher Analyse gemein. Andererseits war sie ehrgeizig genug, um einen möglichst vollständigen Bericht abliefern zu wollen.

Zu guter Letzt erinnerte sie sich daran, dass sie nach einem passenden Job suchen wollte, und holte dies rasch nach. Sie fand ein interessantes Stellenangebot beim Institut für Zeitgeschichte in München und forderte per Mail die entsprechenden Unterlagen an. Dabei übersah sie, dass unter ihrer Grußformel auch ihre Instituts-Mail-Adresse stand.

Die Antwort kam so schnell, dass sie sich fast an ihrem Latte macchiato verschluckt hätte. Vor allem aber war sie persönlich formuliert und stammte von einer Heidrun Duffner, die sich im Begleitschreiben sehr freute, mal wieder etwas von ihr zu hören.

»Wer ist Heidrun Duffner?«, fragte Mena sich verwundert.

Nach kurzem Nachdenken sah sie ein, dass sie sich nicht auf den Nachnamen versteifen, sondern sich auf den Vornamen konzentrieren musste. Nach einigem Blättern in ihrem elektronischen Adressbuch kam sie darauf, dass sie während des Studiums eine Kommilitonin namens Heidrun Pongratz gekannt hatte. Da sie niemand anderen mit diesem Vornamen in ihren Aufzeichnungen fand, musste es sich um diese Frau handeln.

Daher antwortete Mena, ohne weiter zu zögern, auf die E-Mail und bestellte sich eine Saftschorle, um noch länger im Café bleiben zu können, füllte das Bewerbungsformular aus und hängte es ihrer Antwortmail an. Auch wenn sie Heidrun Pongratz – oder Duffner, wie sie jetzt zu heißen schien – einige Jahre nicht gesehen hatte, hielt sie es für ein gutes Zeichen, ausgerechnet unter diesen Umständen wieder auf sie gestoßen zu sein. Vielleicht konnte sie ihr helfen, den ausgeschriebenen Job zu bekommen.

Mena atmete auf, denn die Reise nach Vechta hatte sich bereits in einer Hinsicht gelohnt. Während sie ihre Saftschorle trank und ein Baguette mit Käse als frühes Abendessen zu sich nahm, dachte sie darüber nach, was sie nun Sinnvolles tun konnte. Letztlich blieb ihr nur der Weg ins Archiv der *Oldenburgischen Volkszeitung*. Alles andere würde zu viel Aufmerksamkeit erregen, und sie war, wie sie sich noch einmal ins Gedächtnis rief, als Wissenschaftlerin hier und nicht als weiblicher James Bond.

Bei dem Gedanken lachte sie leise und rief dann die Kellnerin, um zu zahlen.

1.9

Alice Blair hatte bereits unterwegs ein Hotelzimmer gebucht, nachdem man ihr versichert hatte, dass die Tiefgarage geräumig genug wäre, um selbst einem schweren Geländewagen Platz zu bieten. Trotzdem reichte sie dem Empfangschef ihre Wagenschlüssel und bat ihn, das Auto in die Garage bringen zu lassen. Ein dezent gereicher Zehneuroschein unterstrich diese Bitte.

»Selbstverständlich parke ich den Wagen persönlich, gnädige Frau«, erklärte der Mann und äugte nach draußen. Als er den Kleinwagen vor der Tür stehen sah, schüttelte er irritiert den Kopf. Er konnte diesen Gast nicht einordnen. Die Frau sprach ein gutes Deutsch mit amerikanischem Akzent und sah auch so aus wie die Amerikanerinnen in den Sitcoms. Andererseits schlichen sich Ausdrücke in ihre Ausdrucksweise, die eher zu einem Dialekt als zur Hochsprache zählten.

»In einer Stunde brauche ich ein Taxi«, fuhr Alice fort.

»Ein Taxi? Ja, selbstverständlich, es wird pünktlich hier sein!« Der Empfangschef des Hotels wunderte sich noch mehr, denn die Frau war schließlich mit dem eigenen Auto gekommen.

Und Alice war noch nicht zu Ende. »Vorher benötige ich einen Stadtplan von Augsburg, und zwar den besten, den es gibt!« Diesmal wanderte ein Zwanzigeuroschein zu dem Mann.

»Selbstverständlich! Ich werde mich persönlich darum kümmern.«

Dem Empfangschef war klar, dass er ihr nicht den einfachen, aus nicht allzu strapazierfähigem Papier gefertigten Stadtplan anbieten konnte, der für Hotelgäste bereitlag. Deshalb wartete er, bis Alice den Lift betreten hatte, um zu ihrem Zimmer hochzufahren. Kaum war dies geschehen, winkte er einem anderen Hotelangestellten und forderte ihn auf, für ein paar Minuten die Rezeption zu übernehmen.

»Ich muss den Wagen der Dame, die eben eing_checked hat, in die Tiefgarage bringen«, sagte er zur Erklärung. Außerdem würde er die Buchhandlung unweit des Hotels aufsuchen, um dort einen ordentlichen Stadtplan zu kaufen.

Unterdessen hatte Alice ihr Zimmer erreicht und fand es passabel. Es wies zwar nicht den verblassten Glanz hochherrschaftlicher Zeiten auf wie ihre Suite in Frankfurt, sondern war funktionell eingerichtet, aber es genügte ihr vollkommen. Nachdenklich räumte sie ihre Kleidung in den Schrank und stellte ihren Laptop auf den Tisch. Sie besaß auch einen Tablet-PC, benutzte ihn aber nur selten, weil ihr der Bildschirm zu klein war, um sich auf lange Texte konzentrieren zu können. Für das, was sie nun vorhatte, wäre das Ding völlig ungeeignet gewesen.

Ein Klopfen an der Tür ließ sie aufschauen. »Herein!«, sagte sie und sah sich dann dem Hotelangestellten gegenüber, dem sie den Autoschlüssel gegeben hatte.

»Ihr Wagen befindet sich auf Platz 45 in der Tiefgarage«, erklärte er und reichte ihr dann eine Plastiktüte, die den Aufdruck einer Buchhandlung trug. »Das hier ist der beste Stadtplan von Augsburg, den man für Geld kaufen kann«, erklärte er und holte mehrere Münzen aus seiner Tasche.



Nike Andeer

Schuld vergeht nicht

Kriminalroman

ORIGINALAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 448 Seiten, 12,5 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48055-5

Goldmann

Erscheinungstermin: September 2014

Mena Reglin, Mitarbeiterin des Instituts für zeitgeschichtliche Forschungen, stößt im Zuge ihrer Recherchen über einen bekannten Politiker immer wieder auf den Namen Uwe Biskop. Das ist umso überraschender, als Mena seit Kurzem anonyme E-Mails erhält, in denen Professor Biskop als Verbrecher verleumdet und bedroht wird. Als in seinem Umfeld zudem mehrere Menschen auf brutale Weise umgebracht werden, ist klar, dass es nicht um Eitelkeiten unter Wissenschaftlern geht. Mena taucht tief in die Vergangenheit von Uwe Biskop ein – und gerät selbst in tödliche Gefahr ...